

FABIAN VOGT

DREI
LEBEN

ROMAN

edition  chrismon

Drei Leben

Fabian Vogt

DREI
LEBEN

Roman

edition✦chrismon

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 by edition chrismon
in der Evangelischen Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Covergestaltung: Ellina Hartlaub, Frankfurt/Main
Innengestaltung und Satz: Friederike Arndt, Leipzig
Druck und Bindung: CPI books GmbH

ISBN 978-3-96038-241-6

www.eva-leipzig.de

Wir alle haben zwei Leben.

Das zweite beginnt,
wenn wir realisieren,
dass wir nur eines haben.

Tom Hiddleston

INHALT

- 1 Dreieinigkeit *oder* Freudensprünge 9
 - 2 Verlorenheit *oder* Zwei Wochen davor 17
 - 3 Hoffnungsschimmer *oder* Das Angebot 43
 - 4 Nachrichten *oder* Sieben Jahre später 57
 - 5 Wiedersehen *oder* Wer bist du? 61
 - 6 Freitag *oder* Wie es anfing 77
 - 7 Zwischenspiel I: Panik 111
 - 8 Samstag *oder* Wie es weiterging 125
 - 9 Zwischenspiel II: Chaos 159
 - 10 Sonntag *oder* Wo es hinführte 173
 - 11 Sonntagabend *oder* Die Entscheidung 205
 - 12 Nachklang *oder* Vier Wochen später 219
- Danksagung 227
- Über den Autor 229

KAPITEL 1

Dreieinigkeit oder Freudensprünge

Als Erstes haben wir uns umarmt. Völlig aufgedreht. Und es hat sich unglaublich gut angefühlt.

Natürlich haben wir uns umarmt. Minutenlang. Immer und immer wieder. Wie Schwestern. Wie Seelenverwandte. Wie Gleichgesinnte. Mit einem breiten Grinsen im Gesicht, das tief bis ins Herz reichte.

Wir standen zu dritt auf dem Bürgersteig vor dem etwas heruntergekommenen Eiscafé »La Gondola« und haben uns gegenseitig so fest gedrückt, wie wir nur konnten. Überwältigt, hingerrissen und vor allem völlig verblüfft. Als müssten, nein, als könnten wir uns aneinander festhalten.

Drei junge Frauen, die einfach nicht wahrhaben wollten oder konnten, was sie da gerade erleben ... und dass sie gleich für lange Zeit auseinandergehen werden.

Wir haben uns umarmt, und als ich die anderen beiden irgendwann doch wieder losgelassen habe, hat mich die unfassbare Weite in ihren Blicken überrascht. Dieses grenzenlose Vertrauen in das Leben. Als wäre die Welt für sie in den letzten Minuten größer geworden. Das war ein wundervoller Anblick.

Vor allem aber wusste ich: Genau so sehe ich jetzt auch aus. Auch ich schaue gerade mit einer nie gekannten Zuversicht die viel befahrene Straße hinunter, weil meine Blicke an den ausgebleichten Vorstadt-Schaufenstern nicht mehr enden, weil sie sich von keiner noch so fordernden Realität mehr aufhalten lassen.

Ich erinnere mich, dass ich, ohne darüber nachzudenken, einen Freudenschrei ausgestoßen habe, einen lauten Jauchzer, obwohl ich in diesem Moment vor Aufregung die Zähne fest zusammengebissen habe.

Und die anderen beiden haben eingestimmt. Da standen wir zusammen auf dem Gehweg, und unsere Schreie hallten von den Glasfronten des Gebäudes zurück. Von den überdimensionalen, ausgebleichten Bildern von Spaghetti-Eis und Schoko-Eisbechern.

Am liebsten hätten wir sofort irgendwas gemacht – und weil wir nicht wussten, was, haben wir vor lauter Übermut mit unseren Fäusten auf imaginäre Pauken gehauen. Was für ein surreales Konzert!

Ein alter Mann mit einem grauen Filzhut, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite mit seinem ebenfalls ergrauten Dackel vorbeitrottete, drehte den Kopf zu uns herüber und verlangsamte seinen Schritt. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Wir waren in diesem Moment ein äußerst skurriler Anblick. Drei ausgeflippte Frauen außer Rand und Band.

Wahrscheinlich dachte er sich: Sieh an, eineiige Drillinge ... aber müssen die, wenn sie schon gleich aussehen, auch noch genau die gleichen Klamotten anziehen? Und warum kreischen die so hysterisch herum?

Ich deutete mit dem Kopf zu ihm rüber, die beiden anderen schauten ebenfalls in seine Richtung, und gemeinsam brachen wir in schallendes Gelächter aus. Woraufhin der arme Mann trotzig das Kinn hob und, seinen Hund stur hinter sich her schleifend, abzog.

Es war, als hätte sich in diesem Moment all die Schwere der vergangenen Wochen verflüchtigt. Auf und davon. Und die ungewohnte Leichtigkeit verband sich mit dem Erstaunen darüber, dass Jasper Wort gehalten hatte. Dass er sein Versprechen wahr gemacht hatte. Denn unweigerlich hatte ich bis zuletzt geglaubt, er wäre nur ein Spinner. Ein aufgeblasener Wichtigtuer.

Kein Wunder. Alles, was er mir erzählt hatte, hatte so bizarr geklungen. Und ich war lange überzeugt gewesen, er hätte sich diesen verrückten Vorschlag nur ausgedacht, um sich irgendwie interessant zu machen. Oder um mich möglichst schnell ins Bett zu bekommen. Eben eine neue Masche: Gib der Kleinen die Hoffnung, dass du ihre innigsten Träume erfüllen kannst, dann lässt sie bestimmt alles mit sich machen.

Und jetzt standen wir leibhaftig hier.

Zu dritt. Dreimal ich! Ja! Dreimal ich!

Es war, als schaute ich in einen doppelten Spiegel, an dem ich mich trotz aller Irritation auch nach den ersten Minuten nicht sattsehen konnte. Vor allem, weil ich nicht mehr so aussah wie am Morgen, als ich im Badezimmer vor dem Spiegel noch schnell einen Hauch Make-up aufgelegt hatte. Überhaupt nicht mehr. Nein, mein ganzer Körper hatte sich verändert. War sanfter geworden. Weicher. Freier. Das Getriebene, das Verkrampfte, das Haltlose in meinen Zügen war einer tiefen Entspannung gewichen.

»Geht mal ein paar Schritte«, sagte ich zu den beiden. Und als sie den Bürgersteig entlangliefen, da war das kein Schlurfen mehr wie gestern, nein, sie tanzten. Jeder Schritt ein winziger, aber kraftvoller Freudensprung. Weil die Füße sich vor lauter Lust am Laufen nicht festlegen wollten, wohin sie zuerst treten sollen.

»Jetzt du«, sagten die beiden anderen gleichzeitig, woraufhin sie wieder kichern mussten, und ich bewegte mich leichtfüßig vor ihren Augen auf dem Gehweg auf und ab, weil ich ja schon wusste, wie verlockend das aussah. So, als malten meine Beine meine Freude, die Freude der ganzen Welt auf die hellgrauen Waschbetonplatten am Boden.

»Jasper hat gesagt, wir müssen uns sofort trennen.« Erwähnte eine der beiden anderen mahnend.

Oder war ich es?

Egal. Noch waren wir wie eins. Doch als der Name »Jasper« laut ausgesprochen wurde, da durchzuckte mich der Gedanke, wie absurd das alles war. Dass wir hier zusammenstanden: dreimal der gleiche Mensch. Dreimal die gleiche Frau. Und diese Frau durfte jetzt drei Leben leben. Gleichzeitig!

›Drei Leben‹!

Als wären wir Synchronschwimmerinnen, schauten wir gemeinsam in den Himmel, an dem in diesem Augenblick ein

sandfarbener Vogel mit spitzem Schnabel, vermutlich ein Kranich, vorbeizog.

Woraufhin eine von uns sagte: »Noch sehen wir den gleichen Himmel. Aber bald wird jede von uns einen anderen Himmel sehen. Ist das nicht unglaublich?«

»Ja«, erwiderte ich, »und das nicht nur, weil wir unterschiedliche Ausschnitte des Himmels wahrnehmen werden, sondern vor allem, weil wir den Himmel aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten werden. Mit anderen Augen. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich freue!«

Atemlos starrten wir zusammen auf das gleiche Stück Blau über uns. Als sähen wir das alles zum ersten Mal.

»Wer von uns geht eigentlich wohin? Also: Wer übernimmt welchen Traum?«

Wir sahen einander an. Mit hochgezogenen Augenbrauen. Wegen dieser so naheliegenden Frage. Denn darüber hatten wir uns, hatte ich mir vorher überhaupt keine Gedanken gemacht. Ich wollte unbedingt drei verschiedene Lebensmodelle ausprobieren, doch welche von uns nun welche Option wählen würde, hatte in all den Grübeleien keine Rolle gespielt. Wie auch? Bislang war ich ja nur eine gewesen.

»Also ich ...«, sagten wir alle drei gleichzeitig und mussten den Satz nicht vollenden, weil jede von uns dieselben Worte im Kopf hatte: »Tja, ich kann mich für alles gleichermaßen begeistern.«

Selbstverständlich, dachte ich, denn wenn mir die Möglichkeiten nicht alle ähnlich verlockend erschienen wären, dann stünden wir jetzt nicht hier. Weil ich eben nicht hatte entscheiden wollen. Weil ich auf keinen der Wege hatte verzichten wollen.

Eine von uns deutete auf eine leicht schräge Linde, die neben uns aus dem Bürgersteig ragte, eingebettet in ein rundes Beet aus Kieselsteinen. »Kommt, wir suchen uns drei verschiedenfarbige Steine und losen.«

Alle drei wandten wir uns gleichzeitig der Einfassung des Baumes zu, doch dann bückte sich nur eine von uns und hielt gleich darauf drei flache Kiesel in der Hand: »Hier, ich denke, so geht's, seht ihr, die Steine sind alle ungefähr gleich groß, ein schwarzer, ein weißer und einer, der ein bisschen rötlich schimmert. Ich schlage vor ...«

»Weiß steht für das strahlende Licht der Scheinwerfer«, sagten wir mit einer Stimme. »Schwarz für ein elegantes Business-Kostüm. Und Rot für die schönsten Sonnenuntergänge der Welt. Drei Farben, drei Wege.«

Ich schluckte einmal und schaute die beiden dann schelmisch an: »Seid ihr bereit?«

»Ja!«

Ich nahm die drei Kiesel aus der ausgestreckten Hand, steckte sie in die hintere Hosentasche meiner Jeans und schob einer der beiden anderen freudestrahlend meinen Po entgegen. Dann sagte ich: »Du ziehst zuerst.«

Mein anderes Ich drehte den Kopf zur Seite, tastete mit zwei Fingern in meiner Tasche herum und zog schließlich einen Stein hervor. Den hielt sie hoch und strahlte dann: »Schwarz. Ich gehe also zurück an die Uni. Schön. Big Business, ich komme! New Economy, mach dich auf was gefasst.«

Mein zweites Gegenüber zog Rot und freute sich darüber genauso. »Wow, ich ziehe in die Ferne. Klasse! Ich verspreche euch: Ich werde die Abenteurerin in mir zum Strahlen bringen.«

Ich deutete eine Verbeugung an. Denn das hieß zugleich: Ich würde nach Hamburg ziehen. Und von dort hoffentlich zu den besten Locations. Zu den ganz großen Bühnen. Auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Großartig.

Schon als ich daran dachte, begannen meine Finger in der Luft zu zucken, als spielten sie ein filigranes Solo auf einer wunderschönen E-Gitarre ... vermutlich einer schwarzen Fender Stratocaster mit einem satten Humbucker-Pickup als Tonabneh-

mer – und mit einem warmen Delay, das den Ton so kraftvoll zum Singen bringt.

Und plötzlich gab es nichts mehr zu sagen. Was auch? Alles andere wussten wir ja voneinander.

Dieser einzigartige Augenblick war vorüber. Das spürte jede von uns.

Wir nahmen uns noch einmal an der Hand – wie es die Teams bei Sportwettkämpfen machen, die sich vor dem Anpfiff einer Partie, in einer kritischen Phase oder bei der Eröffnung eines Turniers gegenseitig Mut zusprechen und einander anstacheln.

Dabei musterten wir uns sorgfältig, als könnten wir so die Gesichter der jeweils anderen beiden in unseren Köpfen einlagern, sie fixieren oder konservieren. Und wussten doch, dass das nicht gelingen würde.

Ein letzter, kraftvoller Händedruck. Dann gingen wir in drei verschiedene Himmelsrichtungen auseinander. Dabei hüpfen unsere Schritte über die Straße. Leichtfüßig und verspielt. Fröhlich und befreit.

Nach wenigen Schritten hielten wir im selben Moment inne, drehten uns fast gleichzeitig, aber nur noch fast gleichzeitig, ein letztes Mal um und riefen: »Bis in sieben Jahren!«

Und wir antworteten wie aus einem Mund: »Ja, bis in sieben Jahren!«

Denn in diesem Augenblick dachte keine daran, dass zwei von uns in sieben Jahren würden sterben müssen.

KAPITEL 2

Verlorenheit *oder*
Zwei Wochen davor

Isabella schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken, während sie versuchte, ganz gleichmäßig zu atmen. Ein und aus. Aus und ein.

Es gelang ihr nicht wirklich.

Das Bild der Gedenktafel auf dem gepflegten Rasenstück vor ihr hatte sich so tief in ihren Blick eingebrannt, als projiziere jemand das Negativ von innen auf ihre Augenlider. Ein helles Rechteck mit zwei kurzen Bibelversen darauf:

»Gott spricht: Ich kannte dich schon, bevor ich dich im Leib deiner Mutter bereitet habe.« Jeremia 1,5

»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.« Jesaja 43,1

Die beschriftete Tontafel stand in der Mitte des liebevoll angelegten Kindergräberfelds auf einer Stele – umgeben von hellen Steinen, auf die die Eltern die Vornamen ihrer verlorenen Kinder geschrieben hatten: Mia, Elias, Bine, Thomas, Anka, Ben, Frederik, Xenia, Jan, Meike, Erwin und viele weitere. Viel zu viele.

Unter den Namen waren nicht zwei Daten zu sehen, wie auf all den anderen Grabsteinen des kleinen, an einem Hang gelegenen Friedhofs im Frankfurter Vorort Ginnheim, sondern jeweils nur eines: der Todestag des Kindes, das vor seiner Geburt im Bauch der Mutter gestorben war und dabei das ganze Leben mit sich gerissen hatte.

Jeder Name ein Tränenmeer. Jede Zahl ein nicht enden wollender Aufschrei.

»Ich hatte noch nicht einmal einen Namen für meine Tochter«, dachte Isabella, als sie die Augen nach einigen Minuten wieder öffnete. »Vielleicht bin ich deshalb nicht zur Trauerfeier gegangen. Von wem hätte ich mich denn verabschieden sollen? Von jemandem ohne Namen? Ich hätte gar nichts auf meinen

Stein schreiben können. Nur eine Zahl. Nur eine beschissene Zahl.«

Für einen kurzen Augenblick fühlte sie sich verloren, weil sie es während der vielen Wochen der Schwangerschaft versäumt hatte, dem Embryo in ihrem Bauch einen Vornamen zu geben. Eine Identität. Ja, sie hatte, unerklärlicherweise, während ihr Umfang allmählich zunahm, noch nicht einmal angefangen, eine Liste potenzieller Mädchennamen anzufertigen. Wie achlos!

»Ich würde zu gerne wissen, ob Gott deinen Namen wirklich kennt, meine Kleine? Oder sagen sie das nur so?«, fragte Isabella laut, weil auf dem Friedhofsgelände außer zwei gebückten Frauen mit Gießkanne ohnehin niemand zu sehen war.

»Ruft Gott dich jetzt liebevoll bei deinem Vornamen? Und wenn ja, wie heißt du? Vielleicht ... Anne? Franziska? Berenike? Oder Jasmin? Ich wünschte so sehr, ich wüsste es.«

Die Ärztin im Krankenhaus war einfühlsam gewesen. Sie hatte Isabella erklärt, dass das Kind, das die Studentin in der einundzwanzigsten Schwangerschaftswoche verloren hatte, erst dreihundertvierzig Gramm gewogen habe und deshalb nicht der Bestattungspflicht unterlag.

Trotzdem würden die sogenannten »Sternenkinder«, die es nicht geschafft hatten, vom Klinikum in einer gemeinsamen Trauerfeier in einigen Wochen in der Nähe beigesetzt.

Gestern hatte diese Beerdigung stattgefunden. Nachmittags. Um fünfzehn Uhr. Doch Isabella hatte sich im letzten Moment entschieden, nicht daran teilzunehmen.

Sie hatte ihren grauen Mantel einfach wieder ausgezogen und sich zurück aufs Sofa gesetzt, um weiter an die Wand zu starren. Weil sie überzeugt gewesen war, dass die salbungsvollen Worte der Beteiligten ihren Schmerz ohnehin nicht hätten stillen können. Und weil sie Angst gehabt hatte, die grenzenlose

Traurigkeit der anderen Eltern nicht auch noch ertragen zu können, diese Armee der Trostlosen.

Irgendwo hier vor ihr in der Erde, unter den langsam verwelkenden Blumen, lag die Asche ihres Kindes. Eines Kindes, das in der Welt noch nicht einmal einen Namen bekommen hatte.

Und mit den spärlichen Überresten des winzigen Körpers – sicherlich nicht viel mehr als einer Handvoll Staub – hatte der Bestatter zugleich ein ganzes Leben zu Grabe getragen. All die Möglichkeiten, die einem Menschen mit der Geburt geschenkt werden. Das grenzenlose Füllhorn des Seins hätte diesem winzigen Wesen zur Verfügung gestanden. Diesem wunderbaren Mädchen, das nicht hatte sein sollen, nicht hatte sein dürfen.

Dabei hätte es vermutlich so viel Wunderbares vor sich gehabt: Es hätte spielend die Welt entdeckt, sich die Knie regelmäßig blutig gestoßen, Erde gegessen, Rutschen erobert, seinen Kindergarten durchtobt, seine Schultüte in die Luft gereckt, seine Lehrerinnen geärgert und sich irgendwann unsterblich verliebt.

Es wäre groß geworden und neugierig, es hätte den Führerschein gemacht, die angesagten Clubs besucht, womöglich studiert, eine berufliche Karriere angefangen, selbst eine Familie gegründet, jahrelang ein verfallenes, altes Schulhaus im hinteren Vogelsberg restauriert und ihren Ort mit ihrem fröhlichen Engagement grundlegend verändert.

Oder es hätte die Welt mit einem Katamaran umsegelt. Ganz allein. Zwei Jahre lang. Warum nicht? Die sieben Weltmeere. Oder die Nordostpassage. Es hätte doch alle diese Optionen gehabt. Und noch viele, viele mehr. Unendlich viele mehr.

Jetzt erst kamen Isabella die Tränen, als sie an all das ungelebte Leben dachte, auf das sie gerade hinabschaute. Und mit einem Mal wusste sie nicht mehr, ob sie über den Verlust ihres Kindes, dieses noch so kleinen Embryos, weinte – oder über all die verlorenen Chancen, mit denen sie an diesem Kindergrä-

berfeld konfrontiert wurde. Dieser sinnlosen Vergeudung des Daseins.

Was für ein Verlust für diese werdenden Geschöpfe! Und für deren Familien. Und natürlich auch für sie selbst. Denn Isabella hatte sich in den vergangenen Wochen in allen Einzelheiten ausgemalt, wie sie als junge Mutter ihren Alltag gestalten wollte – mit ihrem Baby. Mit diesem Wesen, das ihr im wahrsten Sinne des Wortes in den Schoß gefallen war.

Und nun würde alles ganz anders werden. Jetzt würde sie eben nicht als sechszwanzigjährige Frau ein eigenes Kind in den Armen halten.

»Brauchst du ein Taschentuch?«

Isabella hatte nicht bemerkt, dass jemand neben sie getreten war, und wich vor Schreck einen Schritt zurück; so abrupt, dass sie fast nach hinten gestolpert wäre.

»Entschuldigung, ich wollte dich nicht ... äh ... stören.«

Der Mann, der etwa in ihrem Alter war, hob die Hände in einer unbeholfenen Geste vor sein Gesicht. »Ich ... ich habe nur gesehen, dass du weinst, und wollte dir ein Taschentuch anbieten ... falls du eines brauchst.«

Er hielt das zerknautschte Paket mit den gefalteten Papiertüchern in ihre Richtung.

»Mmh, danke, das ist sehr freundlich.«

Isabella versuchte, ein Tuch mit einem Ruck herauszuziehen und hielt auf einmal die gesamte Packung in der Hand.

»Äh, das tut mir leid, Moment ...«

Da lachte der Mann. Und sein Lachen kam an diesem Ort so unerwartet daher, dass die junge Frau ungewollt mitlachen musste. Zumindest ein wenig.

Sie nestelte ein Taschentuch heraus und gab ihrem Gegenüber die restlichen Exemplare zurück, die der Mann in der Tasche seiner grauen Lederjacke verschwinden ließ.